Asquith über die Marokkofrage.

⊕ Nun hat der englische Premierminister im Unterhause die lange und mit Spannung erwarteten Erklärungen über die Stellung Englands zur Marokkofrage abgegeben, die, um es vorweg zu sagen, wesentlich zur Beruhigung der Gemüter in Deutschland, Frankreich und England beitragen werden, wenngleich sie nicht alle Zweifelsfragen beheben können. Der Premierminister las seine Erklärung ab, was darauf schließen läßt, daß sie vorher genau im Ministerrat besprochen worden war. Asquith führte aus: „Augenscheinlich ist diese marokkanische Frage auf einem Punkte angelangt, wo sie in wachsendem Maße Schwierigkeiten,

Beunruhigung und Besorgnis

hervorrufen wird, wenn nicht eine Lösung gefunden wird. Im gegenwärtigen Augenblick zu genau auf die Ursachen und die Vorgänge einzugehen, möchte in mehr als einem Kreise Beanstandung und Widerspruch herausfordern, was unter allen Umständen vermieden werden sollte. Zwischen Frankreich und Deutschland sind Besprechungen im Gange. Wir nehmen keinen Anteil an diesen Besprechungen. Der Verhandlungsgegenstand mag die englischen Interessen nicht berühren. Solange wir nicht

das Endergebnis

kennen, können wir über diesen Punkt keine abschließende Meinung ausdrücken. Aber es ist unser Wunsch, daß diese Unterredungen zu einer für beide Parteien ehrenvollen und befriedigenden Vereinbarung führen möchten, von der die englische Regierung aufrichtig sagen kann, daß sie den englischen Interessen in keiner Weise vorgreift. Wir glauben, daß dies vollständig möglich ist, und hegen den ernsten und ehrlichen Wunsch, daß es erreicht werden möge.

Die Marokko-Frage selbst starrt von Schwierigkeiten,

aber außerhalb Marokkos, in andern Teilen von Westafrika, denken wir nicht daran, eine Einmischung in Abmachungen über Gebietsveränderungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden. Die Behauptung, daß wir uns in dieser Weise eingemischt und den Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland vorgegriffen hätten, ist tatsächlich eine böswillige Erfindung ohne eine Spur von Begründung. Wir haben es von Anfang an für richtig gehalten, klarzulegen, daß, wenn eine Vereinbarung der erwähnten Art nicht zustande käme, wir einen

tätigen Anteil an der Erörterung

der Lage nehmen müßten. Das wäre unser Recht als Signatarmacht des Algecirasvertrages, es könnte unsre Verpflichtung sein, nach den Bestimmungen unsres Abkommens mit Frankreich aus dem Jahre 1904 und es könnte unsre Schuldigkeit sein zur Verteidigung der durch die weitere Entwicklung direkt berührten englischen Interessen. Es hat Zeiten gegeben, da wir nicht sicher waren, wieweit das voll verstanden würde. Ich freue mich, sagen zu können, daß wir jetzt vollständig darüber beruhigt sind. Die Erklärung, die ich vor mehr als drei Wochen hier abgegeben habe, und die kürzliche Rede des Schatzkanzlers haben es, wie ich hoffe und glaube, vollständig klargestellt, daß wir

keine beherrschende und überragende Stellung

beanspruchen, sondern nur die Stellung einer Partei, die an jeder möglichen Entwicklung und auch daran interessiert ist, daß eine Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten gefunden werde. Nach unserm Urteil würde es ein schwerer Fehler sein und gewesen sein, den Verhandlungen ihren Lauf zu lassen, bis die Geltendmachung unsres Interesses an ihnen infolge des vorausgegangenen Stillschweigens Überraschung und Erbitterung hervorgerufen hätte in dem Augenblick, da diese Geltendmachung zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden wäre. Dagegen haben wir uns, wie ich glaube, durch die bisherigen Erklärungen genügend gesichert." Asquith schloß: „Ich wiederhole, daß wir einen

erfolgreichen Ausgang

der jetzt stattfindenden Besprechungen ernstlich wünschen, und ich möchte im allgemeinen Interesse einen energischen Appell an das Haus richten, bei dem gegenwärtigen Anlaß nicht auf weitere Einzelheiten einzugehen oder eine grundsätzliche Besprechung zu eröffnen." — Die Erklärung fand auf allen Seiten des Hauses lebhaften Beifall. Man hatte den Eindruck, daß sie viel zur Entspannung der Lage beigetragen habe. Vielleicht kann jemand, der in den krausen Gedankengängen der Diplomatie durch lange Übung geschult ist, oder wer eine

Beruhigung um jeden Preis

wünscht, wirklich aus Asquiths Worten herauslesen, daß man in England lebhaft an einer Einigung über Marokko zwischen Deutschland und Frankreich interessiert ist, die andern aber (und das ist auch die mit Genugtuung veröffentlichte Meinung der englischen Presse) hören aus des Ministers Worten nur das „Nein", das „Nein" nämlich, das die englische Regierung der Besitzergreifung marokkanischen Gebietes durch Deutschland entgegensetzt. Und wenn noch ein Zweifel obwalten konnte, so hat ihn der Führer der Unionisten (der Regierungsgegner) Balfour gründlich beseitigt, der auf die Worte Asquiths unter dem Beifall des ganzen Hauses entgegnete: „Wenn es irgendwelche Beobachter oder Kritiker außerhalb des Hauses gibt, die auf unsre Streitigkeiten gerechnet haben und darauf, daß wir von unsern

bitteren heimischen Zwistigkeiten

(wegen der Oberhausfrage) gänzlich in Anspruch genommen sind, und darauf gehofft haben, daß dadurch eine Politik erleichtert wird, gegen die England unter andern Verhältnissen vielleicht Einwand erheben möchte, und wenn es irgendwelche Leute gibt, die annehmen, daß wir von der Karte Europas gestrichen sind, weil wir unsre eigenen Schwierigkeiten zu Hause haben, so sei es diesen Leuten gesagt, daß sie das Empfinden des englischen Volkes und den

Patriotismus der Regierungsgegner

völlig verkennen, ob nun diese Regierungsgegnerschaft eine liberale oder eine konservative ist. „Und was endlich Ramsay Macdonald, der Arbeiterführer, sagte, der in Deutschland anläßlich des Gesprächs, das Kaiser Wilhelm bei seinem letzten Aufenthalt in England mit ihm hatte, viel genannt worden ist, unterstrich gewissermaßen Balfours Worte, wenn es auch anders klingt. Er führte aus, daß die Arbeiterpartei in Verbindung mit den Arbeiterorganisationen aller europäischen Länder immer für den Frieden eintreten werde. Und er schloß unter atemloser Stille des Hauses: „Ich hoffe sehnlichst, daß die jetzt stattfindenden Verhandlungen friedlich ausgehen werden. Ich hoffe aber auch sehnlichst, daß keine europäische Nation auch nur für einen einzigen Augenblick annehmen wird, daß die Teilung des Landes in Parteien den nationalen Geist oder

die nationale Einheit

schwächen wird. Aber das bedeutet nicht, daß es nicht Gruppen bei uns geben wird, die unaufhörlich, Tag und Nacht, danach streben werden, es für zwei zivilisierte Länder unmöglich zu machen oder zu erschweren, daß sie eine Entscheidung durch das Schwert suchen, um eine Schwierigkeit beizulegen, die mit großer Leichtigkeit durch das Schiedsgericht im Haag beigelegt werden könnte." — Auch Macdonald verkennt den Ernst der Zeiten nicht und betont, daß jede Gefahr die Nation geeint finden wird. Mögen seine Worte bei denen in Deutschland widerhallen, die täglich zum Rückzug blasen, wo es sich darum handelt, ob wir von der Karte Europas gestrichen worden sind. Englands Ministerpräsident hat erklärt, daß seine Regierung an den deutsch-französischen Besprechungen keinen Teil nimmt. Er wird sich demnächst daran erinnern und dafür Sorge tragen müssen, daß der Fortgang der Verhandlungen nicht wiederum von London aus gestört werde.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Kaiser Wilhelm ist von seiner Nordlandsfahrt in Swinemünde eingetroffen, wo sowohl der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, als auch Staatssekretär des Äußeren v. Kiderlen-Wächter dem Monarchen Vortrag über die Lage hielten. Die Meldung französischer Blätter, daß der Kaiser, dessen Friedensliebe über jeden Zweifel erhaben ist, in der Marokkofrage sich in vollkommenem Widerspruch mit seinen Ratgebern befindet, ist durchaus unzutreffend und nur dadurch zu erklären, daß die Vertreter dieses Gerüchts über das Verhältnis des Monarchen zu den Ministern schlecht unterrichtet sind, oder daß sie bewußt an der Irreführung der öffentlichen Meinung arbeiten.

PR Gegen den französischen Staatsangehörigen Pvetot, der die ihm und andern Mitgliedern der gegenwärtig in der Reichshauptstadt weilenden französischen Syndikats-Abordnung gewährte Gastfreundschaft am 24. d. Mts. in einer Versammlung im Berliner Gewerkschaftshaus durch Ausführungen verletzt hat, die geeignet waren, die deutschen Staatseinrichtungen herabzusetzen und die Sicherheit des Deutschen Reiches zu gefährden, hat das Berliner Polizeipräsidium sofort nach der Veröffentlichung dieser verletzenden Ausführungen durch die Presse das Ausweisungsverfahren angeordnet. Pvetot hat es jedoch vorgezogen, sich der Anwendung dieser Ausweisung durch eine schleunige Abreise aus Berlin zu entziehen. — Pvetot hatte u. a. geäußert, daß die Proletarier die ihnen in die Hand gegebenen Waffen im Ernstfalle gegen einen ganz andern Feind gebrauchen würden, als die Regierenden es wollen.

* Aus Deutsch-Südwestafrika liegt eine neue Meldung des Gouverneurs vor, wonach es bis jetzt noch nicht gelungen ist, über die angeblichen Vorgänge im Caprivi-Zipfel, wo eine Kolonne von 20 Mann niedergemetzelt worden sein soll, Aufklärung zu schaffen. Der Gouverneur hat jedoch für den Fall, daß sich die Gerüchte bestätigen sollten, alle Vorbereitungen treffen lassen, um die Unruhestifter nachdrücklich zur Rechenschaft zu ziehen.

Frankreich.

* Der Kampf, den die Regierung seit etwa drei Jahren gegen die armeefeindliche Bewegung führt, nimmt mit dem Wachsen dieser Bewegung immer ernstere Formen an. Innerhalb weniger Tage wurden in Paris zwölf Personen verhaftet, die überführt sind, in der Bewegung tätig gewesen zu sein, unter ihnen befinden sich zwei langgesuchte gefährliche Anarchisten.

Portugal.

◒ Wie die Republik schon vielfach ihre Anhänger enttäuscht hat, so hat sie auch die Hoffnungen und Wünsche der Frauenrechtlerinnen nicht erfüllt. Nach langen und heftigen Debatten hat nämlich die Kammer in dem Verfassungsentwurf die Bestimmung gestrichen, nach der den Frauen das Stimmrecht zugestanden worden ist. Auch die Bestimmung betr. die staatsbürgerliche Erziehung der Frau wurde gestrichen.

Amerika.

* Die Revolution hat auf Haiti endgültig gesiegt. Nach Meldungen amerikanischer Blätter hat Präsident Simon sein Amt niedergelegt und wird auf einem deutschen Dampfer nach Europa flüchten. Leben und Eigentum der Europäer auf Haiti sind nach dem Eintreffen je eines deutschen, amerikanischen und englischen Kriegsschiffes nicht mehr gefährdet, wie denn auch nach der Abfahrt Simons die Ruhe bald wieder hergestellt sein dürfte.

Das Feuerzeichen von Stambul.

In der Stadt der Brände, dem alten in urgrauer Vorzeit von den Megarefern angelegten Byzanz, das im Jahre 330 n. Chr. vom Kaiser Konstantin zur Residenz erhoben und mit dem Namen Konstantinopel (Stadt des Konstantin) belegt wurde, hat es in diesen Tagen wieder einmal gebrannt, just an dem Sonntag, da man sich anschickte, den Tag zu feiern, an dem vor drei Jahren Abd ul Hamid sich von dem Volke hatte die Verfassung abringen lassen, deren Bruch ihn im Jahre darauf den Thron kostete. Brände sind in Konstantinopel an der Tagesordnung, und wenn nicht ganze Stadtviertel dem Feuer zum Opfer fallen, wie 1906, wo 6000 Häuser eingeäschert wurden und wie jetzt wieder, legt man solchen Vorkommnissen in der Stadt am Goldenen Horn

keine besondere Wichtigkeit

bei. Aber diesmal wohnt dem Brande der schönsten Stadt der Welt, die das Einfahrtstor zu zwei Weltteilen bildet, doch noch eine andere Bedeutung inne, als die tiefe Tragik eines Naturereignisses, dem der arme Sterbliche nicht entrinnen kann. Und gerade daß die türkische Regierung nach dem ersten Schrecken der Presse bei Androhung des Verbots befahl, über die Ursache des schrecklichen Brandes nichts zu veröffentlichen, zeigt, daß sie etwas zu verbergen hat und im Interesse der Staatssicherheit auch gern verbergen möchte. Indessen die Erregung des Augenblicks, die

allgemeine Kopflosigkeit,

die sich der regierenden Organe bemächtigte, als sich das Gerücht von der Verwundung des Kriegsministers verbreitete, hat zu viel von den Sorgen der Regierung verraten, als daß die Vertuschungsversuche Erfolg haben könnten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Anhänger der alten Regierung, die die Reformen hassen, die militärische Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht verstehen wollen, den Brandstiftern die lodernde Fackel in die Hand drückten und daß sie ihnen die Wege wiesen, auf denen das verderbliche Element den schwersten Schaden anrichten und am verhängnisvollsten wüten mußte. Sie vergaßen der Schönheit dieser Stadt, die wie das ewige Rom zweieinhalb Jahrtausende an sich vorbeiziehen sah und immer noch mit staunendem Blick und unverändert auf das Treiben der Welt sieht.

Ein Flammenzeichen

wollten sie den Neuerern aufrichten, auf daß der Zorn der Volksgenossen sich gegen sie richte, just an dem Tage, da das „Fest der Erneuerung" gefeiert werden sollte. Der Brand Stambuls hat mit seinen Feuergarben ein grelles Schlaglicht auf die Verhältnisse in der Türkei geworfen. Obwohl die junge Türkei alles aufgeboten hat, um ihre Widersacher mit den Neuerungen zu versöhnen, die seit den Septembertagen des Jahres 1909 eingeführt worden sind, so will es den alten Köpfen nicht einleuchten, daß der Schlendrian in der Regierung und Verwaltung, daß die Tage der Selbstherrschaft, die zwar das Land vor der Welt lächerlich machten, aber die Taschen derjenigen füllte, die den Machthabern zu schmeicheln verstanden, endgültig vorbei sein sollen. In den Grauen jenen Brandes wollten sie die überlebte Zeit wieder heraufführen. Und daß sie bei ihrem Beginnen nicht ohne

Unterstützung weiter Volkskreise

waren, zeigte das Verhalten der sonst so gewissenhaften Kulumbadschi (der Feuerwehrleute) mitsamt den Wasserträgern, von denen Dutzende durch die Polizei und das Militär gezwungen werden mußten, ihre Pflicht zu tun. Der Sonntag, der Stambul vernichtete, war für die Machthaber ein Warnsignal, das sie beherzigen müssen, wollen sie ihr Werk nicht ernstlich gefährden. In Verbindung mit den Albanesen und Mazedoniern kann einst der „Verein der Sultanstreuen", der jetzt das Signal gab, gestützt auf den Aberglauben der Menge, die da glaubt, Stambuls Brand sei ein Zeichen des Zornes Allahs gewesen, der die Rückkehr zu den alten Zuständen will, einen andern Brand entfachen, der nicht auf Stambul beschränkt bleiben, sondern leicht die ganze Türkei ergreifen und sie in neue unabsehbare Wirren stürzen kann. So wenigstens urteilen die im Auslande lebenden Türken, denen ihre Heimat immer noch das Land der Rätsel und Überraschungen ist.

Westmann.

Durch fremde Schuld.

29] Kriminalroman von O. Freitag.

(Fortsetzung.)

Mit diesem freilich nicht ehrenhaften, aber vielversprechenden Plane beschäftigt, wartete Winkler in der Gesindestube auf die Rückkehr Bertas. Als ihm dann die Zofe den Bescheid brachte, daß er zu dem gnädigen Fräulein heraufkommen möge, folgte er dem Mädchen mit siegesgewisser Miene.

„Herr Rechtsanwalt Winkler?" fragte Berta, als Winkler eintrat.

„Rechtskonsulent Winkler, aufzuwarten, gnädiges Fräulein!" entgegnete der kleine Mann mit einer Verbeugung.

„Sie wünschen?"

„Ich komme in der Vorbergschen Angelegenheit, der ich mich im Interesse des Angeklagten angenommen habe."

„Ah!" sagte Berta überrascht. „Haben Sie vielleicht etwas entdeckt?"

„Ja! Ich glaube, den wahren Täter gefunden zu haben."

In Bertas Augen blitzte es hoffnungsfreudig auf. Sie trat hastig näher und heftete ihre Augen so durchdringend auf ihn, als ob sie seine geheimsten Gedanken erforschen wollte.

„Wer ist es?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Sie!" erwiderte er scharf.

Berta fuhr zurück und stieß einen Schreckensschrei aus. „Und das wagen Sie, mir zu sagen?" rief sie, unfähig, den jäh auflodernden Zorn zu unterdrücken.

Winkler ließ sich nicht einschüchtern, er sah in dieser Entrüstung nur die Angst des schuldbeladenen Gewissens.

„Alle Welt sagt es!" erwiderte er achselzuckend. „In allen Wirtshäusern wird davon gesprochen, und nichts ist natürlicher, als dies. Man erinnert sich, daß Heinrich Vorberg stets ein ehrenhafter Mann war, und man meint, daß er es gestehen würde, wenn er im Affekt die Tat begangen hätte."

Berta hielt den starren Blick noch immer auf den kleinen Mann geheftet. Ihre Wangen waren leichenfahl und ihre Lippen zuckten krampfhaft.

„Und weshalb muß nun der Verdacht auf mich fallen?" fragte sie. „Hält man mich denn einer solchen Tat für fähig?"

„Man behauptet, Sie seien dazu gereizt worden," antwortete Winkler. „Sie seien im Augenblick der Tat wahrscheinlich Ihrer Sinne nicht mehr mächtig gewesen. Man hat gehört, daß Sie um Mitternacht die Treppe hinunter gegangen sind —"

„Das ist eine Lüge!"

„Durch glaubwürdige Zeugenaussage wird es bewiesen, und schon dieser Beweis allein berechtigt zu Ihrer Verhaftung."

Berta streckte die Hand aus, um nach der Klingelschnur zu greifen; Winkler hielt sie zurück.

„Keine Übereilung, gnädiges Fräulein," sagte er warnend. „Sie würden dadurch die Sache nur verschlimmern. Mir gegenüber können Sie nicht mehr leugnen. Das Resultat aller meiner Nachforschungen bestätigt den Verdacht, der mit erdrückender Schwere auf Ihnen ruht. Wenn ich das Recht besäße, Sie zu verhaften, so müßte ich es tun, um meine Pflicht zu erfüllen; danken Sie dem Himmel, daß ich es nicht habe!"

„Gütiger Gott! Das alles muß ich mir sagen lassen von einem Menschen, der dem Irrenhause entsprungen zu sein scheint?" rief Berta mit wachsender Entrüstung. „Sie mich verhaften? Ich werde für diesen Schimpf Rechenschaft von Ihnen fordern. Ich vermute, daß Sie allein der Urheber des ganzen Gerüchts sind!"

„Sie kommen damit nicht durch," fuhr er fort, „ich habe diesen Verdacht nicht erfunden, von allen Seiten bin ich auf ihn aufmerksam gemacht worden. Und daß er begründet ist, daran zweifelt niemand mehr; der Untersuchungsrichter beschäftigt sich ebenfalls mit ihm und Ihre Verhaftung ist nur noch eine Frage der Zeit. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, gnädiges Fräulein, es liegt in Ihrem Interesse, nicht den Ankläger, sondern den Freund in mir zu sehen."

„Den Freund?" sagte Berta verächtlich.

„Allerdings! Ich bin gekommen, um Sie zu warnen und Ihnen zu helfen. Sie würden, wenn Sie aus freiem Antriebe sich schuldig bekennen wollten, wahrscheinlich mit einer gelinden Strafe davonkommen; Richter und Geschworene werden Mitleid mit Ihnen haben und die Verhältnisse berücksichtigen, unter denen die Tat begangen wurde. Ich schließe sogar die Möglichkeit eines freisprechenden Urteils nicht aus. Aber auf diese Möglichkeit hin dürfen Sie die Verhaftung nicht abwarten — Sie hören doch, was ich Ihnen sage, gnädiges Fräulein?"

„Ja, ich höre," erwiderte Berta, indem sie beide Hände auf die Brust preßend, mit großen Schritten auf und ab schritt. „Reden Sie nur weiter, ich will wissen, wie weit dieser Wahnsinn geht!"

„Nennen Sie es Wahnsinn, nennen Sie es, wie Sie wollen, mich werden Sie nicht überzeugen, daß das, was ich Ihnen sage, nicht auf Wahrheit beruht," fuhr er fort, indem er sich zur Seite wendend, verstohlen sich die Nase schnäuzte. „Ich sage Ihnen das alles so eindringlich, damit Sie keinen Zweifel mehr hegen sollen und damit Sie den Weg sehen, der jetzt allein noch vor Ihnen liegt. Ich rate Ihnen also nicht, den Geschworenen die Entscheidung zu überlassen, man kann den Spruch derselben nicht mit Sicherheit voraussehen, und sagen wir, er schuldig, so müssen die Richter Sie verurteilen. Es wird genügen, wenn Sie sich schriftlich schuldig bekennen und die Tat mit ihren Gründen und Einzelheiten eingestehen. Fertigen Sie dieses Schriftstück sofort aus und vertrauen Sie es mir an; ich werde damit Ihren Verlobten befreien, sobald ich Sie in Sicherheit weiß, was in einigen Tagen der Fall sein kann. Sie müssen natürlich nach der Ausfertigung des Schriftstückes sogleich abreisen und unsichtbar heimlich, ich werde Ihnen mit Rat und Tat helfen."

Berta war stehen geblieben, ihr Auge ruhte voll Zorn und Verachtung auf dem Manne.